

Der Umgang mit Leid im Alltag von Christen

Praktische Erfahrungen und Konzeptionen

Karl Federschmidt

1. Methodische Klärungen

1.1. Allgemeines und Individuelles

Leiderfahrungen gehören, in unterschiedlichem Maß, zum Leben eines jeden Menschen. Zugleich aber sind Leiderfahrungen immer auch etwas zutiefst Persönliches, Teil der je einzigartigen Lebensgeschichte des/der Betroffenen, von ihm/ihr individuell erlitten und geformt. Wenn wir danach fragen, wie Christen Leid erleben und mit Leid umgehen – also nicht: wie sie nach den dogmatischen Grundsätzen ihres Glaubens damit umgehen *sollten*, sondern wie sie es *tatsächlich* und *empirisch* wahrnehmbar *tun* –, dann werden wir immer auch auf diese beiden Aspekte stoßen: auf Verhaltens- und Erlebensformen, die in gleicher oder ganz ähnlicher Weise bei Menschen anderer Religionszugehörigkeit auch anzutreffen sind, und daneben auf Aspekte des Verhaltens und Erlebens, die sich aus der ganz individuellen Persönlichkeit des/der einzelnen Betroffenen ergeben. Irgendwo »zwischen« diesen beiden Polen, zwischen dem Allgemeinen und dem Individuellen, von diesem weder zu trennen noch darauf reduzierbar, wäre das »Christliche« zu suchen: Aspekte im Verhalten angesichts von Leid und im Erleben von Leid, die zumindest einer Mehrzahl von Christen aufgrund ihrer Glaubensprägung gemeinsam und somit charakteristisch für sie sind.

1.2. Religion und Kultur

Seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gibt es eine wachsende Zahl empirischer Untersuchungen darüber, wie Menschen mit Leid umgehen;

wie sie es schaffen, daran nicht zu zerbrechen – oder auch: wie sie daran scheitern. Die Untersuchungen entstammen überwiegend der klinischen Arbeit in westlichen Gesellschaften und sind auf diese Gesellschaften bezogen. Dabei sind vor allem individuelle Leiderfahrungen im Blick: Leid im Zusammenhang von Lebenskrisen, Krankheit und Tod.¹ Zunehmend wird dabei auch dem Faktor »Kultur« und »Religion« Aufmerksamkeit geschenkt. Als Beobachtung kann man festhalten, dass es religiösen Menschen in der Regel offenbar besser gelingt als nicht-religiösen, Leid- und Verlusterfahrungen in das eigene Leben zu integrieren.² Bemerkenswerterweise gibt es aber, soweit ich sehe, kaum Untersuchungen, die in ihrer Fragestellung gezielt nach unterschiedlichen Religionen differenzieren und dabei zu einigermaßen repräsentativen Schlüssen gelangen. Dies dürfte vor allem methodische Gründe haben. Denn die religiöse Zugehörigkeit ist nicht bloß eingespannt in die oben genannten Pole des »Allgemeinmenschlichen« und des »Individuellen«, sie ist – gerade in unserem eigenen gesellschaftlichen Kontext – auch mit nicht-religiösen kulturellen Faktoren verquickt. Wenn mir zum Beispiel in einem Krankenhaus in Wuppertal Unterschiede auffallen in der Art und Weise, wie Christen und Muslime mit Krankheit, Schmerzen und Verlust umgehen, stellt sich die Frage: Sind diese Unterschiede durch die jeweilige Religion bedingt, oder sind sie auf den Migrationshintergrund der einen im Unterschied zur anderen Gruppe zurückzuführen? Ein koptischer Christ scheint in seinem Umgang mit Krankheit oft näher bei einem ägyptischen Muslim zu stehen als bei einem säkularen Protestanten in Deutschland, und überhaupt scheinen kulturelle Faktoren in der Praxis oft eine größere Rolle zu spielen als die konkrete Religionszugehörigkeit.³

¹ Vgl. einführend *Fritz A. Muthny* (Hg.), *Krankheitsverarbeitung: Hintergrundtheorien, klinische Erfassung und empirische Ergebnisse*, Berlin u. a. 1990.

² Vgl. den Forschungsbericht von *Silvia Käppeli*, *Zwischen Leiden und Erlösung. Religiöse Motive in der Leidenserfahrung von krebserkrankten Juden und Christen*, Bern u. a. 1998, sowie *Heinrich Pompey*, *Religiosität in der Lebens- und Leidbewältigung von TumorpatientInnen*, in: *Krankendienst* 71 (1998), 188–199, dort Verweis auf weitere Literatur. Vgl. auch den Überblick von *Ursula Wirtz*, *Die spirituelle Dimension der Traumatherapie*, in: *Joachim Galuska* (Hg.), *Den Horizont erweitern. Die transpersonale Dimension in der Psychotherapie*, Berlin 2003, 136–153.

³ Oft wird Religion einfach unter diese »kulturellen Faktoren« subsumiert. Dies aber verstellt den Blick auf unsere Fragestellung. Übergangen wird da-